
Nur zum persönlichen Gebrauch.
Kopien und Veröffentlichungen nur in Absprache mit
Jürgmeier – Postfach 121 – 8408 Winterthur – Tel 052 222 14 33
E-Mail: juergmeier@wort.ch - Homepage: www.wort.ch

Erfahrungsaustausch Schweizerisches Netzwerk Gesundheitsfördernder Schulen 10.9.2003, Luzern:

Mann sein ist tödlich oder Gesundheit hat ein Geschlecht Genderaspekte und blinde Flecken

Von Jürgmeier



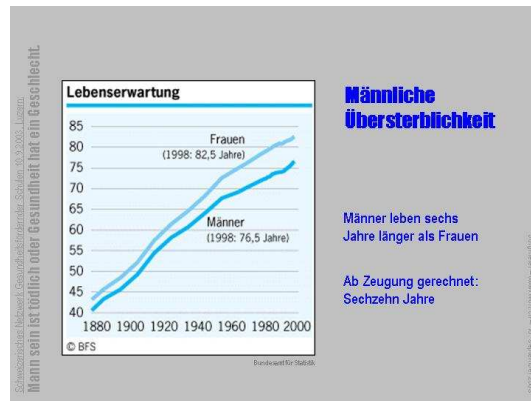
Es waren einmal, und das war nicht das wirkliche Leben, ein Vater, vier Söhne, eine Prinzessin, die berühmte Höhle des Löwen, und das gibt doch schon ein ganz veritables Märchen.

Der Erste, vom König gewarnt – „Da ist noch keiner zurückgekommen, lebend.“ – rannte, was gisch, was häsch, davon, hatte Angst, gab Fersengeld, stiess gegen ein Apfelbäumchen, erkannte sein Tun, verkroch sich im Boden und starb den Erstickungstod, „ehrenhaft“, schnitzte der Schreiner, auftragsgemäss, ins Holz.

Der Zweite, der überlegte – Schau vorwärts, und nicht hinter dich -, zauderte nicht lange und packte – Taten statt Worte – sein Schwert, eilte mit entschlossenem, jagte mit schnellem Schritt ins Dunkel und ward nie mehr gesehen; der Löwe trat brüllend, trottete Blut schnaubend ins Licht, und der Metz spitzte es in Stein: „Er starb wie ein Mann.“...

Was das alles mit Gesundheit zu tun hat, und wie es dem Dritten beziehungsweise dem Vierten erging – davon später. Ich bin schliesslich nicht eingeladen worden, um Ihnen hier Märchen zu erzählen.

Ein Blick in die reale Welt zeigt, was wir schon immer ahnten: Das Leben ist ungerecht. Und das Sterben auch. Reiche beziehungsweise Frauen leben weltweit länger als Arme beziehungsweise Männer.



Ende des neunzehnten Jahrhunderts konnten Schweizer auf ein durchschnittliches Leben von gerade mal vierzig, Schweizerinnen von dreiundvierzig Jahren hoffen. Heute „stehen“ Männern durchschnittlich 76.5, Frauen 82.5 Lebensjahre „zu“. Innerhalb von rund hundert Jahren hat sich also das entwickelt, was Statistikerinnen und Statistiker die „männliche Übersterblichkeit“ nennen. Das heisst, Männer leben durchschnittlich sechs – zwischenzeitlich waren es sogar sieben – Jahre weniger lang als durchschnittliche Frauen. Mathematisch besonders Talentierte, so Albert Zeyer in der „Neuen Zürcher Zeitung“, haben ausgerechnet, dass diese „Übersterblichkeit“, ab Zeugung gerechnet, sogar sechzehn Jahre beträgt. Denn das Verhältnis von ursprünglich hundertzwanzig männlichen zu hundert weiblichen Föten gleicht sich bis zur Geburt aus: Pro Mädchen wird gerade noch ein Bub geboren. An unserem ersten Geburtstag sind wir armen Männer dann schon in der Minderheit, denn im ersten Lebensjahr sterben 1.3mal mehr Buben als Mädchen. Und so geht es dann bis zum bitteren Ende weiter.



In den Lebensphasen, mit denen Sie als Lehrerinnen und Lehrer konfrontiert sind, wird die klassische Geschlechterdifferenz erst so richtig entwickelt. Da werden aus Mädchen Frauen, aus Buben Männer. Um in den immer etwas zu grossen Mantel des Mannseins hineinzuwachsen, müssen Buben unter anderem ein männliches Gesundheitsverhalten entwickeln. Sie, die bis zu diesem Zeitpunkt häufiger ärztliche Dienstleistungen und Medikamente in Anspruch nehmen als Mädchen, dürfen jetzt nicht mehr als kränklich, hilfsbedürftig oder schwach erscheinen; sie müssen „Männer“ werden, die nicht nur hart im Austeilen, sondern vor allem auch hart im Nehmen sind. „Je älter Knaben werden, desto weniger gehen sie zum Arzt, während sich bei Mädchen die umgekehrte Entwicklung findet.“ Schreibt Albert Zeyer.

Lieber sterben als sich hilfsbedürftig zeigen.

- 5mal häufiger an Herzinfarkt
- 3mal häufiger an AIDS, Lungenkrebs und Selbstmord
- 2mal häufiger an Leberzirrhose

Frauen und Männer – durchschnittlich sechzig Jahre bei guter Gesundheit

Tabelle 3.2: Differenz zwischen der Lebenserwartung von Frauen und Männern¹⁶

Quelle: Arto, Stefan Köhler

	1948/1953	1958/1963	1968/1973	1978/1983	1988/1993	1998/1999
Bei Geburt	4.5	5.4	5.9	6.7	6.9	5.9
Mit 65 Jahren	1.6	2.3	3.0	3.9	4.2	3.9

Männer lernen: Lieber sterben als sich hilfsbedürftig zeigen. Nach 65 allerdings muss Männlichkeit offensichtlich nicht mehr gleichermassen unter Beweis gestellt werden wie in jungen Jahren. Während bei der Geburt der Unterschied bezüglich der Lebenserwartung zwischen Männern und Frauen noch rund sechs Jahre beträgt, haben die 65jährigen Frauen nur noch durchschnittlich vier Jahre mehr vor sich als gleichaltrige Männer. „Männer bis 65“, schreiben die Autoren eines schweizerischen Manifests zu Männergesundheit, „sterben fünfmal häufiger an Herzinfarkt, dreimal mehr an tödlichen Verkehrsunfällen, fast dreimal so oft an AIDS, Lungenkrebs und Selbstmord sowie doppelt so häufig an Leberzirrhose wie Frauen.“ Männliche Übersterblichkeit, so die deutsche Psychologin Petra Kolip, sei in erster Linie auf Verhaltensweisen zurückzuführen, „in denen sich das Mannsein ausdrückt.“ Zum Beispiel „exzessiver Alkoholkonsum, riskantes Verkehrsverhalten usw.“ Relativiert wird die höhere Lebenserwartung der Frauen, so Petra Kolip, allerdings durch den Umstand, „dass sie aber nur genau so viele Jahre bei guter Gesundheit verbringen wie Männer“, nämlich sechzig. Das heisst: „Die längere Lebenszeit der Frauen ist von Behinderungen und Einschränkungen gekennzeichnet.“

Mann sein ist tödlich.

Wer richtig lebt, wird nie krank und stirbt nicht.

Geschlechtsspezifische „Lösungen“ des „Todesproblems“

Männer leben gefährlich. Mann sein ist tödlich. Das ist ein Fact. Aber weshalb ist das so? Lassen wir mal die offensichtliche biologische Schwäche, die männliche Föten so gnadenlos dezimiert. Beschränken wir uns auf die sechs, sieben Jahre Übersterblichkeit, ab Geburt gerechnet. Und beschuldigen wir auch nicht die Feministinnen, aus dem „starken“ in einem knappen Jahrhundert das „schwache“ Geschlecht gemacht zu haben. Konzentrieren wir uns auf den so genannten Gender-Aspekt, das heisst die gesellschaftlich hervorgebrachten Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzepte, die ganz offensichtlich unterschiedliche Lebens- und Todesrealitäten hervorbringen.

Unsere Kultur ist durch ein vordergründig widersprüchliches Phänomen geprägt: Auf der einen Seite steigt die Lebenserwartung kontinuierlich an, auf der andere Seite wächst die Angst vor dem Tod. Wo kollektive transzendente Hoffnungen und soziale Utopievorstellungen an Rückhalt verlieren, bleibt als letzte Zuflucht vor der drohenden Begrenztheit des Lebens nur der individualistische Versuch, alle Krankheit und alles Leiden, letztlich sogar den Tod, mit medizinischen, psycho-, sozio- und gentherapeutischen Technologien zu heilen. Im grossen Abrakadabra erscheint Gesundheit als etwas Machbares, und für die Fiktion „Wer richtig lebt, wird nie krank und stirbt nicht“ sind wir denn auch einiges zu zahlen bereit.

Insgeheim allerdings wissen wir: Alles fauler Zauber. Der Tod ist stärker als wir. Die Vision der totalen Gesundheit wird so wenig eingelöst wie die Hoffnung auf Auferstehung. Das Leben ist das Leben. Versehrbar und endlich. Der Tod ist der Tod. Und sonst nichts. Sätze und Realitäten, die wir als unerträglich empfinden. Weil sie uns auf das unlösbare „Todesproblem“ zurückwerfen. Die Unfähigkeit zu trauern, das heisst, die Grenzen des Lebens hinzunehmen, führen in Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzepten zu unterschiedlichen „Lösungen“ dieses existentiellen Problems „des Menschen“.



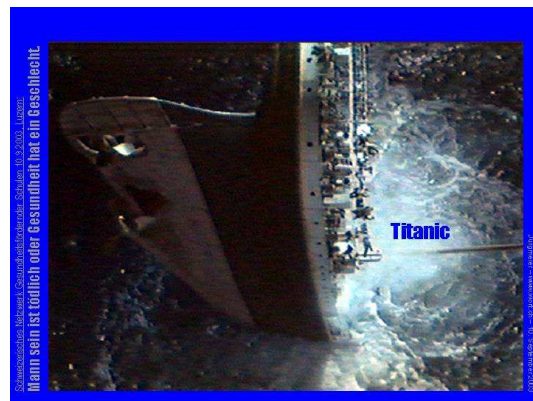
Im „Konzept Frau“ wird das „Todesproblem“ durch eine Art Ich-Erweiterung „gelöst“. Das heisst, durch Gebären beziehungsweise fürsorgliches Einverleiben anderen Lebens, durch Be-Sinnung der eigenen, insbesondere mütterlichen Existenz durch „das Kind“. Das „Konzept Mann“, auf das ich mich als Mann konzentrieren möchte, das heisst, das Insgesamt gesellschaftlicher Erwartungen an „den Mann“, ist durch den Tod noch grundlegender bedroht als das „Konzept Frau“. Denn: Männlichkeit – bei einem Indianerstamm in Iowa treffend als das „grosse Unmögliche“ bezeichnet – wird bis ins letzte Glied als Allmacht konstruiert. Real existierende Männer aber scheitern zwingend am verzweifelten Versuch, alles unter Kontrolle zu bekommen. Ihnen bleiben nur magische Gebärden und Zaubertricks, um dem Tod „Paroli“ zu bieten. So wird, beispielsweise, das Unberechenbare, insbesondere Tod und Sexualität, aus der männlichen Existenz verdrängt und, wie die Psychologinnen und Psychologen sagen würden, auf „die Frau“ projiziert, die damit zum „Feindbild Frau“, zu all dem gemacht wird, was „der Mann“ nicht sein will und darf. Gewöhnlich sterblich zum Beispiel:

„Die Frau als Gegenbild und Differenz zum Mann zu postulieren und sie mit Verlust oder Tod in Verbindung zu bringen, heisst, den Mann rhetorisch zur Nicht-Frau, zum fehlenden Verlust oder Tod zu machen.“

Schreibt die Zürcher Anglistikprofessorin Elisabeth Bronfen in ihrem Buch „Nur über ihre Leiche“. Im Klartext: Der Mann wird als unsterblicher Täter zum „Mann“, die Frau als sterbliches Opfer zur „Frau“. Dass in vielen künstlerischen Darstellungen „der Tod“ als männliche Figur auftritt, übrigens, ist kein Widerspruch. Im Gegenteil: „Der Tod“ erleidet ja den Tod nicht selbst, sondern er bringt den Tod und wird damit zum Beherrscher von Leben und Tod. Männlichkeit wird letztlich über den Tod konstituiert. Es gilt nicht nur: Gewalt macht Männer, sondern auch: Der Tod macht Männer.

Die aller Gesundheitsförderung und Prävention zugrunde liegende, durchaus vernünftige Annahme, Überleben, Leben und Gesundheit sei das oberste Ziel menschlichen Strebens in diesem begrenzten Leben, gerät mit dem „Konzept Mann“, das auf höhere Ziele ausgerichtet ist, in Konflikt. „Dem Mann“ ist abstrakte Männlichkeit wichtiger als das nackte Leben, mit entsprechenden Folgen für individuelle männliche sowie kollektive Lebens- und Zukunftsperspektiven. Schon bei Friedrich Schiller heisst es:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht.“



Die oscargekrönte Verfilmung von „Titanic“ transportiert diese Geschlechterkonzepte äusserst erfolgreich. Sie erinnern sich bestimmt:



- Rose, die Frau, überlebt die Katastrophe. Träumt ein Leben lang von ihrer grossen Liebe. Heiratet irgendeine farblose Figur. Bekommt Kinder und Enkel. Und wird steinalt.
- Cal, ihr aufgeblasener, rücksichtsloser Verlobter, kauft sich einen Platz in den für Frauen und Kinder reservierten Rettungsbooten und kommt davon.
- Jack, der Mann und Held, Rose's grosse Liebe, stirbt.

„Hör zu“, stammelt der schon leicht unterkühlte Leonardo di Caprio in der Szene, die in jedem patriarchalen Lehrbuch einen Ehrenplatz verdient hätte, „du wirst gerettet! Du wirst weiterleben... Du musst mir versprechen, dass du überleben wirst. Dass du nicht aufgeben wirst!“ Nachdem Rose mit letzter Kraft versprochen hat, was er verlangt, lässt sich Jack beruhigt und entkräftet ins nachtschwarze Meer fallen und ertrinkt. Sie aber greift nach einer Trillerpfeife, die sie bisher aus unerfindlichen Gründen nicht benutzt hat, macht die Insassinnen und Insassen eines zwischen Toten und Ertrinkenden herumpaddelnden Rettungsbootes auf sich aufmerksam und wird aus dem Wasser gefischt.



Wieso hat sie die Pfeife nicht früher benutzt und so auch ihren geliebten Jack vor dem Tod bewahrt? Wieso kann sich Jack, der Mann, nicht auf dem behelfsmässigen Floss halten? Wieso verlassen ihn die Kräfte vor der schwachen Frau, die bei seiner Befreiung unter Deck mindestens so viel Kraft verbraucht hat wie er?

Dass die Trillerpfeife im Mund einer Wasserleiche steckt und Jack sich nur an die Holztüre klammert, mit dem Rest des Körpers aber im Wasser hängt, ist keine hinreichende Erklärung, denn das Ganze ist ja ein Film, die Geschichte, um Sehnsüchte des breiten Publikums zu stillen, so inszeniert und entsprechend zu deuten. Die Erklärung liegt denn auch nicht im Bereich des Physischen, sondern des Symbolischen. „Du wirst später einen Haufen Babys kriegen. Du wirst als alte Frau friedlich in deinem Bett sterben.“ Stottert Jack. Was die Caprio nicht laut sagt: Das ist deine Bestimmung, als Frau. „Nicht hier! Nicht heute nacht!“ Fährt er fort und verschweigt, was er meint: Das ist meine Bestimmung, als Mann. Jack, der Held, darf nicht vom Ort der Katastrophe in den gemeinen und gemütlichen Alltag zurückkehren. Denn, so wird es an Cal, dem widerlichen Verlobten von Rose demonstriert: Nur Feiglinge und Charakterlumpen überleben. An Jack aber wird klargemacht: Nur ein toter Mann ist ein richtiger Mann.



Was auf den ersten Blick paradox erscheinen mag und eher an heidnische Wintervertreibungsrituale erinnert, erweist sich bei näherer Betrachtung als tödliche Logik: Der Tod wird im männlichen Konzept mit dem Tod vertrieben. Das ist für die vor individuellen und kollektiven Gefährdungen Warnenden verheerend. In diesem magisch patriarchalen Kontext sind Warnungen wie „Rauchen kann Ihre Gesundheit gefährden“ oder „Diese Bombe kann jedes Leben auf dem Planeten auslöschen“ Aufforderungen zum Tanz. Es ist, als müsste „der Mann“ den vom Tod hingeworfenen Fehdehandschuh aufheben und sich dem einseitigen Duell „stellen“.

„Ich habe keine Angst, weil ich stärker bin. Das nenne ich Mann.“

Bringt der ehemalige Ausbilder einer Antiterror-Einheit das „Konzept Mann“ auf den Punkt. Das ist der Kern männlicher Sozialisation – die Überwindung, genauer Verdrängung der Angst. Nicht die Gefahr wird als das Bedrohliche wahrgenommen, sondern die Angst, denn sie attackiert zentral das Selbstverständnis „des Mannes“, der Unterwerfender und nicht Unterworfener sein soll. Wo Mann sein bedeutet – nicht Frau sein, und das ist die Grundlage jeder patriarchalen Kultur, da darf „der Mann“ keine Angst zeigen, auch nicht um sich selbst. Nicht einmal der Pazifist verweigert den Marschbefehl mit der nahe liegenden Begründung, er habe Angst vor Verletzung und Tod. Dort, wo seine endgültige Vernichtung droht, hofft „der Mann“ zum „Mann“ zu werden. Das ist, vermutlich, auch ein wesentliches Motiv für die modernen Risikosportarten, die, gewissermassen, die verloren gegangenen klassischen Bewährungsfelder „des Mannes“ imitieren. Wer sich in die „Todeszone“ vorwagt, mit dem Tod „spielt“, gibt sich, heil zurück, der Illusion hin, er (oder sie) hätte den Tod im Griff.



Der bis dahin als der sicherste Everestführer geltende Rob Hall ersparte im Mai 1996 bei einem der grössten Dramen auf dem „Dach der Welt“ seinem Kunden Doug Hansen, der ein Jahr zuvor hundert Meter unter dem Gipfel hatte umkehren müssen, die Schmach der erneuten Niederlage. Hall liess die verbindlich vereinbarte Umkehrzeit um mehr als zwei Stunden verstreichen. Wartete auf dem Gipfel, bis auch der erschöpfte Käufer eines Traums seine Steigeisen ins höchstgelegene Eis der Welt schlug. Schliesslich hiess es in seinen Prospekten: „Wir sind Fachmänner darin, Ihre Träume Wirklichkeit werden zu lassen.“ Führer und Geführter erreichten den höchsten Gipfel, den der Zürcher Chefarzt und Bergsteiger Oswald Oelz einen „Erlösungsort“ nennt. Ins gemeine Leben kehrten sie nie mehr zurück. Rob Halls schwangere Frau konnte dank modernster Kommunikationstechnologien noch kurz vor seinem Exitus mit dem auf dem Südgipfel festgefrorenen Vater des Kindes telefonieren, das sie kurze Zeit später zum ersten Mal in Windeln wickeln sollte. Für „den Mann“ wird der Tod zur Zufluchtstätte vor dem Schrecken eines begrenzten Lebens. Und die Söhne lernen, dass man nur auf einen toten Vater wirklich stolz sein kann. Oder wie es die Witwe eines vor Jahrzehnten von Terroristen erschossenen Piloten formulierte: „Lieber einen verantwortungsvollen Toten als einen lebenden Feigling.“ Auf die Pointe gebracht: Was ein rechter Mann werden will, der zeige erst, dass er sterben kann, bevor er leben will.

Die meisten Männer – die bereits erwähnte durchschnittliche Lebenserwartung von rund 75 Jahren ist ein untrügliches Indiz dafür – haben wenig Gelegenheit, auf Schlachtfeldern oder in den Todeszonen des Himalaja das Gesellenstück des wahren Mannes abzulegen. Ihnen bleibt nur der alltägliche Wagemut, den der amerikanische Autor Herb Goldberg so beschreibt:

„Je weniger Schlaf ich benötige, je mehr Schmerzen ich ertragen kann, je mehr Alkohol ich ertrage, je weniger ich mich darum kümmere, was ich esse, je weniger ich jemanden um Hilfe bitte und von jemandem abhängig bin, je mehr ich meine Gefühle kontrolliere und unterdrücke, je weniger ich auf meinen Körper achte, desto männlicher bin ich.“

Geschlechtermythen, -normen und -strukturen bringen geschlechtsspezifische Lebensrealitäten und Lebensformen hervor. Und so sind es denn auch nicht nur symbolische Männlichkeitskonstrukte, welche die männliche „Übersterblichkeit“ verursachen, es gibt auch ernstzunehmende Hinweise darauf, so Klaus Hurrelmann und Petra Kolip in dem von ihnen herausgegebenen Buch „Geschlecht, Gesundheit und Krankheit“,

„dass die Rollenvielfalt, die typisch für das weibliche Geschlecht ist, in der Gesamtbilanz der Gesundheit eher förderlich als abträglich ist. Eine Fixierung auf nur eine oder wenige soziale Rollen, wie sie für Männer in unserem Kulturkreis charakteristisch ist, ist hingegen ungünstig.“



Robert W. Connell und andere Autoren stellen im gleichen Sammelband die These auf, „die geschlechtliche Arbeitsteilung im Bereich Haus- und Familienarbeit“ lasse sich

„als Hauptbeitrag zu den Geschlechtsunterschieden im Gesundheitszustand verstehen... Die stärkere Einbindung der Frauen in die Haus- und Familienarbeit scheint... mit bestimmten Gesundheitsvorteilen verbunden zu sein, vorausgesetzt, die Frauen sind in der Lage, dies in gewissem Umfang mit bezahlter Teilzeitarbeit zu verbinden...“ [in Hurrelmann/Kolip: Geschlecht, Gesundheit und Krankheit]

Das heisst, die deutlich grössere Rollenvielfalt eines „Frauenlebens“, das zeitgleiche oder zeitverschobene Pendeln zwischen Haus und Öffentlichkeit, Erwerbs- und Nichterwerbstätigkeit ist der Gesundheit offensichtlich zuträglicher als das nach wie vor sehr enge Rollenkorsett von Erwerbstätigkeit und beruflicher Karriere, dem „der Mann“ unterworfen wird und für den das Betreten der privaten Sphäre des Hauses, der Nichterwerbswelt, noch immer mit der Bedrohung von Männlichkeit verbunden ist. Sonst hätte die Freitagabend-Comedy des Schweizer Fernsehens „Fertig luschtig“ sich die eingespielten Lacher nicht durch einen Mann in Schürze und mit Bratpfanne in der Hand sichern können. Das erst partiell aufgeweichte patriarchale Konzept, das die Welt in eine private weibliche und eine öffentliche männliche Sphäre, verbunden mit dem privilegierten Zugang zu politisch-ökonomischer Macht, spaltet, bedroht ausgerechnet seinen offensichtlichen Nutzniesser mit einem frühen Tod.

Tabelle 4.3: Comparative Morality Figure (CMF) nach Berufsgruppen⁴⁹

Berufskategorie	Berufsgruppe	Comparative Mortality Figure CMF ⁵⁰
Landwirtschaft	forstwirtschaftliche Berufe	148.6
Baugewerbe	übrige Berufe des Baugewerbes Erdarbeiter, Bauhandlanger Stein-, Erden- und Glasverarbeitung	151.2 148.3 125.4
Textil-, Chemie-, Papierindustrie	Textilherstellung	122.9
Holzverarbeitung	übrige B	
Metall- und Maschinenindustrie	Uhrenhe	
Technische Berufe, Werkmeister	Technik Maschin	
Verkehr, Nachrichtenübermittlung, Ordnungspflege	Nachricht	
Kaufmännischer Sektor	Buchhalter	61.6
Akademiker und freie Berufe	Architekten, Ingenieure Ärzte Unterricht, Erziehung Geistliche	75.7 63.2 62.5 59.8

Gesundheit ist nicht nur eine Geschlechter-, sondern auch eine soziale Frage

Mortality: Landwirtschaft/Baugewerbe: 125-150
Mortality: akademischer/freie Berufe: 60-75

Aber: Frauen waren, wenn es die ökonomische Situation verlangte, immer schon voll erwerbstätig. Und: Die wenigsten Männer machen Karriere. Das Gendermodell ist wie jedes andere Modell ein eingeeignetes. Es schärft und verstellt den Blick auf die Wirklichkeit zugleich. Es fokussiert die Aufmerksamkeit auf Unterschiede zwischen beziehungsweise Gemeinsamkeiten innerhalb der Geschlechter. Wer sich auf den Genderaspekt beschränkt, unterschlägt das Faktum, dass nicht alle Männer eine schlechtere Lebenserwartung als alle Frauen haben. Gesundheit ist nicht nur eine Geschlechter-, sondern ebenso sehr – ich habe es eingangs erwähnt – eine soziale Frage. Eine Statistik über Sterberisiken von Männern in der Schweiz aufgrund der Zahlen von 1930 bis 1980 beispielsweise zeigt eindrücklich, dass die Unterschiede zwischen verschiedenen Berufskategorien sehr gross sind. Angehörige akademischer und freier Berufe haben eine deutlich höhere Lebenserwartung als Landwirtschafts- und Bauarbeiter. Laut der Caritas-Publikation „Arme sterben früher“ hat auch eine neuere Genderstudie ergeben, „dass anteilmässig fast dreimal mehr Fabrikarbeiter als Wissenschaftler vor ihrem 65. Geburtstag“ sterben. Connell und andere Autoren weisen darauf hin, dass Frauen „in grossen Teilen der Arbeiterschaft, in denen Berufsunfälle und

Berufskrankheiten am häufigsten sind“ massiv „unterrepräsentiert“ seien, und vertreten deshalb die These, die „geschlechtliche Arbeitsteilung“ sei als sozioökonomische Ursache ebenso verantwortlich für die männliche Übersterblichkeit wie die beschriebenen Heldeninszenierungen.



Der blosse Genderblick droht zu verstärken, was er aufdeckt – die Geschlechterdifferenz und das Geschlechtervorurteil. Wir sind, selektive Wahrnehmung, gefährdet, nur zu sehen, was dem Modell in unserem Kopf entspricht. Gerade, weil das Konzept Gender davon ausgeht, dass Männer zu „Männern“, Frauen zu „Frauen“ gemacht, gewissermassen nach einem sozialen Bauplan „konstruiert“ werden, verführt es uns dazu, Frauen nur als „Frauen“, Männer nur als „Männer“ zu erkennen, wenn sie unseren Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen entsprechen. So wie Homosexuelle oder Angehörige der jüdischen Kultur nur als Jüdinnen beziehungsweise Schwule wahrgenommen werden, wenn sie sich verhalten wie „der Jude“ beziehungsweise „die Lesbe“. Andernfalls fällt schnell einmal der tolerant gemeinte Satz: „Man merkt ihr das Judesein gar nicht. Er benimmt sich gar nicht wie ein Schwuler. Sie ist ein ganz normaler Mensch.“ So können Vorurteile wider die Realität aufrecht erhalten werden. Das Modell im Kopf wird zum Brett vor dem Kopf, das uns nur Klischees als „Frauen“ beziehungsweise „Männer“ wahrnehmen, das uns, beispielsweise, „den Mann“ als Täter“, „die Frau“ als Opfer sehen, „den Mann“ als Opfer, „die Frau“ als Täterin übersehen lässt. In der Logik des kulturellen Geschlechterkonzeptes „stellt der Begriff des ‚männlichen Opfers‘ ein kulturelles Paradox dar“, schreibt der Sozialwissenschaftler Hans Joachim Lenz in der Zeitschrift „männer.be“:

„Entweder ist jemand ein Opfer oder er ist ein Mann. Beide Begriffe werden als unvereinbar gedacht.“

Der Schwache, Hilflose oder Ängstliche mutiert zur „Frau“. Um dieser Demütigung zu entgehen, werden Schwäche, Hilflosigkeit und Angst verdrängt oder umgebogen. Männer werden zu „Opfertätern“, die durch Kriminalität und Gewalt ihre Hilfsbedürftigkeit verdecken beziehungsweise in dieser Form sichtbar machen. Sie kennen das aus der Schule: Die bei Buben verbreiteten Leistungsschwächen und Verhaltensauffälligkeiten müssen auch als Versuch gedeutet werden, dem „Konzept Mann“, trotz Überforderung und Unsicherheit, gerecht zu werden. Denn: „Traditionelle Männlichkeitsbilder“, schreiben Thomas Rhyner und Bea Zumwald in ihrem Buch „Coole Mädchen – starke Jungs“, „stehen im Widerspruch zum Schulerfolg.“

Das Geschlechtermodell im Kopf kann den Blick auch in Bezug auf Gesundheitsförderung beziehungsweise Krankheitserkennung trüben. Wer das Pech hat, das falsche Geschlecht für eine Krankheit zu haben, ist gefährdet, dass der Herzinfarkt beziehungsweise die Depression übersehen wird.

„Beim weiblichen Geschlecht werden ganz offensichtlich mehr psychisch bedingte Leiden vermutet, die Behandlung wird entsprechend ausgerichtet. Diese Profilierung der Behandlung kann dazu führen, dass Vorboten mancher Krankheiten nicht richtig erkannt werden. Das gilt insbesondere für den Herzinfarkt bei Frauen, wo die Frühsymptome mit psychischen Belastungen verwechselt werden...“

Bei Frauen werden im Unterschied zu Männern schneller und häufiger alle Formen von psychischen und psychiatrischen Krankheiten diagnostiziert. Bei Männern werden eher Diagnosen mit einer somatischen und physiologischen Komponente gestellt, die Behandlung ist entsprechend ausgerichtet...“

Schreiben Kolip/Hurrelmann.

Psychische Probleme sind „Weiberkram“. Männer haben richtige Blessuren, keine eingebildeten Frauenkrankheiten. Dass diese Haltung gegenüber psychischen Nöten das Entstehen ernsthafter körperlicher Krankheiten begünstigt, nehmen „die Männer“ offensichtlich in Kauf und „produzieren“ in verzweifelten Tagen, bei Sinnkrisen, nach Scheidungen oder Entlassungen, statt zu trauern, und wenn sie nicht zum Zauberstab der Gewalt greifen, Kreislaufzusammenbrüche, Herzinfarkte und so weiter. Das erklärt auch, weshalb Männer weniger zum Arzt oder zur Psychotherapeutin gehen als Frauen. Sie übergangen die kleinen, manchmal „nur“ psychischen Symptome, um nicht als „wehleidige Weiber“ zu erscheinen und unterdrücken damit gleichzeitig die Angst, eine Untersuchung könnte Bedrohlicheres ergeben. Mit dieser Verdrängungsstrategie – sich erst in ärztliche Pflege zu begeben, wenn es „wirklich nötig“ ist –, erreichen sie, dass sie sich selbst im Krankenbett, das umgehend zum Sterbebett stilisiert wird, als Helden gebärden können. Und da bleiben sie denn im Allgemeinen auch länger als Frauen.



Schweizerische Eidgenössische Gesundheitsbehörde, Schweizerische Eidgenossenschaft, Mann sein ist tödlich oder Gesundheit hat ein Geschlecht

Das können wir auch...

Befreiung auf das Männliche hin...

Das können wir auch...

Urs Bosshardt

www.wort.ch

Gesundheitsförderung, inklusive Sucht- und Gewaltprävention, steht also vor einem Dilemma. Einerseits müssen geschlechtsspezifische Ansätze entwickelt werden, weil Buben und Männer auf traditionelle Aufklärungskampagnen offensichtlich kaum ansprechbar sind. Nur „Weicheier“ lassen sich von weiblich konnotierten Ängsten und mütterlichen Ermahnungen zur Vorsicht beeinflussen. Zum anderen drohen geschlechtsspezifische Präventionsansätze ihrerseits Geschlechterstereotypen und -konstruktionen zu verstärken beziehungsweise den Blick auf die Wirklichkeit zu verstellen. Neuere Untersuchungen zeigen nämlich, dass Frauen, nicht gerade genderge-

recht, in Sachen Konsum von Suchtmitteln und Erleiden von Herzinfarkten gegenüber „den Männern“ aufgeholt haben. Gleichzeitig ist der Unterschied bezüglich der Lebenserwartung von sieben auf sechs Jahre geschrumpft. All das sind Indizien für eine Angleichung männlicher und weiblicher Lebensrealitäten. Das Beklemmende ist, dass es offensichtlich nicht zu einer Angleichung an den weiblichen Lebensstil kommt, der tendenziell stärker auf Gesundheit und Leben ausgerichtet ist, sondern zu einer Angleichung an das männliche, die Gesundheit bedrohende Lebensmodell. Das ist das Resultat gesellschaftlicher Unterordnungsverhältnisse. Wo Männlichkeitskonzepte mit Macht und sozioökonomischer Anerkennung, Weiblichkeitskonzepte mit Unterwerfung und sozioökonomischer Entwertung verbunden werden, tendiert die Befreiung zwingend auf das Männliche hin. Frauen haben in traditionell männlichen Gesellschaftsbereichen wie Politik, Wirtschaft, Medien, Bildung und Militär klar gemacht: Das können wir ebenso gut. Das Gegenstück, die Befreiung „des Mannes“ auf das Weibliche hin, erscheint in der soziokulturellen Bewertung nicht attraktiv. Oder wie viele Männer kennen Sie, die weibliche Lebensrealitäten für sich einfordern? Nach dem Motto: Kinder betreuen, Kochen und Staubsaugen – das können wir ebenso gut. Obwohl's ja, bekanntlich, ganz gesund wäre. Bleibt als Ausweg aus diesem Dilemma die Befreiung zum „Menschen“, weil es eine Emanzipation von sämtlichen Geschlechterkonzepten, eine Befreiung auf das ganz Andere hin wäre.



Mit dieser Vision komme ich zum Schluss und damit zur Einlösung meines zu Beginn abgegebenen Versprechens.

...Der Dritte, Sie erinnern sich, der Dritte, der schnappte sich, listig, ein Lämmchen, drückte ihm, kräftig, die Kehle ein und schlich sich, den warmen Kadaver hinter sich her schleifend, in die Grotte, aus der alsbald das Echo von Löwengebrüll und Menschengeschrei kugelte, heraus wankte, blutüberströmt und hinkend, einen leblosen Körper hinter sich her schleppend – der Dritte, und verlangte vom König den Lohn, den verdienten; der führte ihn zu der Prinzessin Gemach, doch die Türe, sie war verschlossen, und als nach langem, nach väterlichem Pochen der Schlüssel den Riegel endlich ins Holz zurück zwang, stand im Spalt die Tochter, nur hastig bedeckt, schaute den Dritten an, schaute mit prüfendem Blick. „Was will?“, wollte sie wissen, „dieser unappetitliche Kerl vor meiner Tür?“ und sprühte dem Vater Funken ins Auge; „Das ist“, stammelte der, „der, dem du versprochen“, da drückte die Prinzessin das königliche Haupt an ihren blutigen Nabel und flüsterte: „Aber Väterchen, das war einmal“, dem Helden wurde es heiss, „da ist doch schon dieser andere, dieser megacooler Typ“, hörte er die Tochter raunen und sah des Vaters entschuldigendes Achselgezu-

cke, brüllte „Was soll das bedeuten?“ in majestätische Ohnmacht und schlug sich mit schwarz gefrorener Faust den Weg zum versprochenen Platz an der Seite frei. Doch da lag schon der Vierte, grinste unversehrt, lächelte unverschämt, lächelte dem Sieger ins Gesicht, dass der sich, von Igel umstellt, im falschen Märchen wähnte und, fassungslos, mit anhörte, dass der Bruder, aus Angst vor dem Löwen, direkt in die Arme der Prinzessin geflüchtet und ihr, getröstet, mit feiner Hand seine Dankbarkeit bewiesen. „Und so einem Feigling willst du Tochter und Königreich geben!“, schrie der Dritte, betrogen um des Märchens gebührenden Ausgang; „Nein“, sprach der König, „ein Feigling ist der nicht, der dem König widerspricht“; das war sein letztes Wort, es wurde Hochzeit gefeiert, und der Vierte lebte mit der Prinzessin glücklich und vergnügt bis an sein seliges Ende.

Und das kam, bevor zum ersten Mal ein böses Wort zwischen den beiden fiel, denn der Dritte hatte den Liebenden einen gewaltigen Empfang bereitet, und so kam es, dass in den richtigen Märchen die Väter immer nur drei Söhne haben.

Winterthur, 8. September 2003

Literatur

Klaus Hurrelmann/Petra Kolip (Hrsg.): Geschlecht, Gesundheit und Krankheit. Männer und Frauen im Vergleich; Bern: Verlag Hans Huber, 2002

Petra Kolip: Geschlecht und Gesundheit im Jugendalter. Die Konstruktion von Geschlechtlichkeit über somatische Kulturen, Opladen: Leske + Budrich, 1997

Gabriela Künzler/Carlo Knöpfel: Arme sterben früher. Soziale Schicht, Mortalität und Rentenalterspolitik in der Schweiz, Luzern: Caritas-Verlag, 2002.

Albert Zeyer: Männliche und weibliche Gesundheit. Unterschiede aus biologischer und lebensgeschichtlicher Perspektive, „Neue Zürcher Zeitung“, 10./11.7.1999

Thomas Rhyner/Bea Zumwald (Hrsg): Coole Mädchen – starke Jungs. Ratgeber für eine geschlechterspezifische Pädagogik, Bern: Paul Haupt Verlag, 2002

Hinweis:

Jürgmeier: Der Mann, dem die Welt zu gross wurde – Variationen zur letzten Aussicht, Nürnberg: Lectura-Verlag, 2001 – ISBN 3-934772-35-8, 355 Seiten, Fr. 30.-

„Die Texte, die Jürgmeier in diesem Band versammelt: brillante Essays und Kolumnen, ‚verdichtet‘ mit Erzählungen und Gedichten, haben etwas ebenso Beklemmendes wie Befreiendes. Das ist kein Widerspruch, Befreiung beginnt mit der *Aufklärung*, die das, was ist, auf den Begriff bringt. Der Autor weiss: Aufklärung ist das Gegenteil der ‚Höflichkeit‘, die ‚es für ‚unziemlich‘ erklärt, die Wirklichkeit beim Namen, die Reichen reich und die Mächtigen mächtig zu nennen‘. Diese Aufklärung prägt die Arbeit von Jürgmeier, der dabei so gar keine Angst hat, bürgerlich unmöglich zu werden...

Noch nie habe ich Texte von einem Mann gelesen, die eine so scharfsinnige, scharfsichtige und engagierte Kritik am ‚*Konzept Mann*‘ enthalten, an diesem ‚Versuch, alles unter Kontrolle zu bekommen‘, auch das ‚Unkontrollierbare schlechthin, Sexualität und Tod‘. Jürgmeier weist das ‚Konzept Mann‘ an immer neuen Beispielen nach, von der männlich dominierten Kriminalität, zu der auch die Kriege zählen, bis zu seiner ‚radikalsten und grauenhaftesten Erfüllung‘ im Faschismus. Umso schlimmer, wenn gerade heute ‚die Sehnsüchte nach dem starken Mann‘ wiederkehren...

Jürgmeiers Kritik ist nie selbstgefällig, sondern Ausdruck einer Sehnsucht nach Harmonie, vor allem zwischen den Geschlechtern. Er werde ‚immer wieder den Graben zwischen Wirklichkeit und Vision aufreissen‘, lesen wir in der ergreifenden Abdankungsrede für den Vater. die Vision – das wäre die ‚Desertion‘, in der die ‚Liebe tatsächlich die Gräben des Geschlechts und der Klassen‘ überwinden würde, oder die Utopie, dass der Mensch dem Menschen ein Mensch sei‘...“ *Willy Spieler, Neue Wege*

„...Oft ausgehend von einer alltäglichen Beobachtung, entwirft er eine Welt- und Weitsicht, die von einer patriarchatskritischen und Männer reflektierten Perspektive zeugt; Zugänge eröffnend, die die herkömmlichen, auch gewohnten Sichtweisen irritieren, die feministisch engagierte Frauen nachdenklich und männerbewusste Männer herausfordern können. Jürgmeier beschreibt den Alltag und seine Utopien – und zwar gleichermassen mit spitzer Feder und Humor, mit knallharten Facts und gefühlvollen Reflexionen, mit einer herzhaften Prise Moral (ohne jedoch zu moralisieren) und einer wahrnehmbaren Zuneigung zu den Menschen, die er – fiktiv oder real – zu seinen ‚Helden‘ macht. Ein sinnliches Lesevergnügen!“ *Lisa Schmuckli, Rote Revue*

Jürgmeier – Staatsfeinde oder SchwarzundWeiss. Eine literarische Reportage aus dem Kalten Krieg. – Zürich, Chronos-Verlag, 2002, ISBN 2-0340-0553-9, 280 S., Fr. 38.-

„Jürgmeier gelingt in diesem Buch, um das Wichtigste vorwegzunehmen, eine Form von Geschichtsschreibung, die Inhalte, deren Vergessengehen von gewissen Kreisen eigentlich vorgesehen war, in ein hoffentlich breites öffentliches Gedächtnis rettet... die sehr individuellen Geschichten der wenigen Männer und Frauen, die in den Jahren, die anhand ihrer Fichen-Registrierung in diesem Buch festgehalten werden und die biographisch, wenn überhaupt, dann höchstens sehr vermittelt miteinander etwas zu tun hatten, für eine(n) LeserIn auf äusserst spannende Weise zu etwas werden, was ich den ‚Roman‘, den ‚wirklichen‘, einer ganzen Zeit, der Zeit hier zu Lande während des Kalten Krieges, auch nennen könnte, ohne damit den hochdokumentarischen Wert des Textes schmälern zu wollen...“ *Manfred Züfle, Vorwort*

„...Wenn das Arrangement und die Mischgattung mitsamt der selbstreflexiven Rahmenerzählung ‚SchwarzundWeiss‘ Fragen hinterlassen mögen, verfolgt man doch fasziniert und oft überrascht, wie sich die Lebensläufe entwickeln, wie Ideale und Engagements, Fehlgläubigkeiten und Schwächen plastisch werden...“ *C.W., Neue Zürcher Zeitung*

„...Wäre das Buch über die ‚Staatsfeinde‘ reine Dokumentation, hätte ich es vielleicht überflogen, aber kaum von A bis Z mit Interesse verschlungen...“ *Hans Steiger, P.S.*

**Zu beziehen bei: Jürgmeier – Postfach 121 – 8408 Winterthur
juergmeier@wort.ch - www.wort.ch oder im Buchhandel**